

Zeitschrift für Ideengeschichte

HEFT XII/3 HERBST 2018

Idee

ICH

HENNING RITTER *Nachmittag mit dem Chef*

VALENTIN GROEBNER *Identität*

ULRICH BRÖCKLING *Ich, postheroisch*

KARL HEINZ BOHRER *Ich ohne Ideen*

DANIEL DECKERS *Amt und Ich des Papstes*

ESSAY

PETER STROHSCHNEIDER

POTUS als Twitterer

ARCHIV

SILVIA BOVENSCHEN

Projekt 68

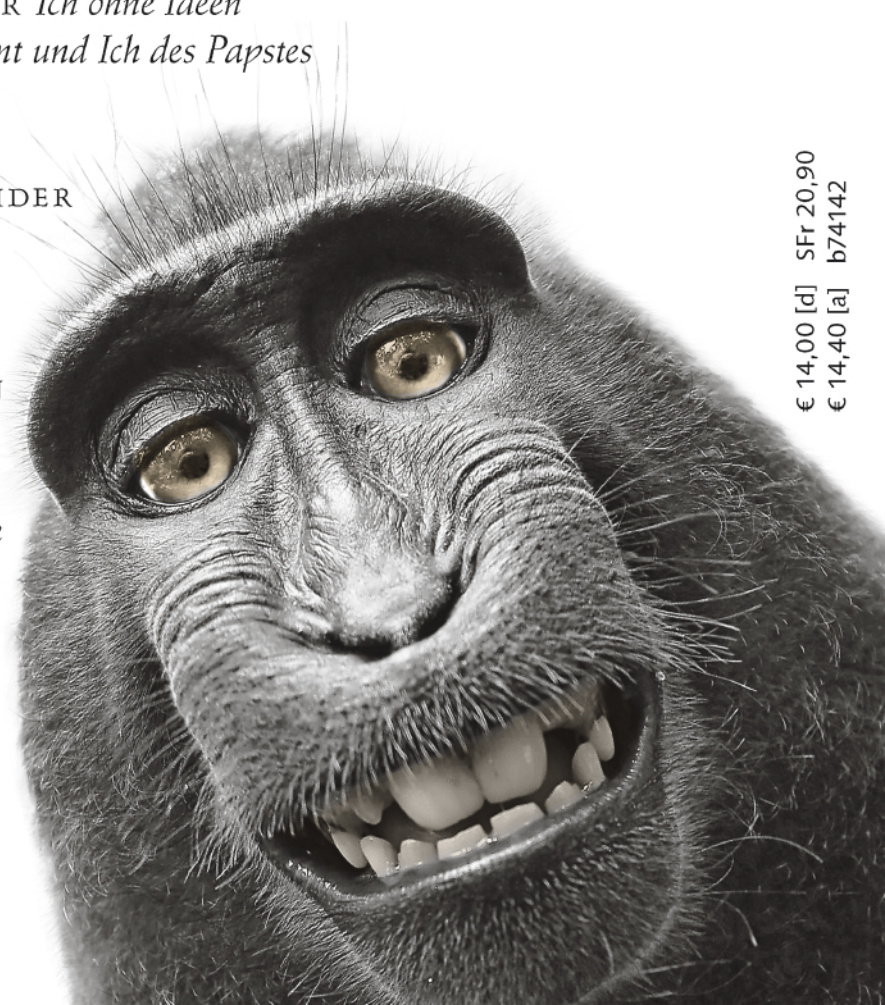
BURCKHARDTS *Schere*

MANNS *Grundriss*

KANTOROWICZ'

Legenden

C.H.BECK



€ 14,00 [d] SFr 20,-90
€ 14,40 [a] b74142

hte

Zeitschrift für Ideengeschichte
Heft XII/3 Herbst 2018

ICH

Herausgegeben von
Ulrich Raulff & Stephan Schlak

Herausgeber:

Ulrich Raulff

(Deutsches Literaturarchiv Marbach)

Hellmut Th. Seemann

(Klassik Stiftung Weimar)

Peter Burschel

(Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel)

Luca Giuliani

(Wissenschaftskolleg zu Berlin)

Hermann Parzinger

(Stiftung Preußischer Kulturbesitz)

Beirat: Kurt Flasch (Bochum), Anthony Grafton

(Princeton), Dieter Henrich (München),

Wolf Lepenies (Berlin), Glenn W. Most (Chicago/Pisa),

Krzysztof Pomian (Paris), Jan Philipp Reemtsma

(Hamburg), Quentin Skinner (London),

Barbara M. Stafford (Chicago)

Geschäftsführende Redaktion:

Stephan Schlak (v.i.S.d.P.)

Redaktion «Denkbild»: Jost Philipp Klenner

Redaktion «Konzept & Kritik»: Tim B. Müller

Mitglieder der Redaktion: Philip Ajouri, Sonja Asal, Martin Bauer, Franziska Bowski, Warren Breckman, Ulrich von Bülow, Jan Bürger, Carsten Dutt, Petra Gehring, Ulrike Gleixner, Jens Hacke, Christian Heitzmann, Markus Hilgert, Martin Hollender, Alexandra Kemmerer, Ingolf Kern, Reinhard Laube, Ethel Matala de Mazza, Michael Matthiesen, Markus Messling, Martin Mulsow, Robert E. Norton, Wolfert von Rahden, Stefan Rebenich, Hole Rößler, Astrit Schmidt-Burkhardt, Daniel Schönplflug, Andreas Urs Sommer, Carlos Spoerhase, Martial Staub, Thorsten Valk, Jörg Völlnagel

Redaktionsadresse:

Zeitschrift für Ideengeschichte

Wissenschaftskolleg zu Berlin

Wallotstrasse 19

14193 Berlin

Die Zeitschrift für Ideengeschichte erscheint im Rahmen des Forschungsverbunds Marbach Weimar Wolfenbüttel (MWW). Der Forschungsverbund MWW wird gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung.

Umschlagabbildung: Selfie des Schopfmakaken Naruto mit der Kamera des Tierfotografen David J. Slater, Sulawesi 2011

Die Zeitschrift für Ideengeschichte erscheint viermal jährlich und ist auch im Abonnement erhältlich.

Bezugspreis:

Einzelheft: € 14,00 [D]; sFr 20,90; € 14,40 [A];

zzgl. Vertriebsgebühren von € 1,45 (Inland); Porto (Ausland)

als E-Book: € 9,99

Jährlich: € 48,00

inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 18,00 (Ausland)

Sonderpreis: € 39,00

inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 18,00 (Ausland)

Der Sonderpreis gilt für Mitglieder der mit den Herausgeber-Institutionen und ihren Museen, Archiven, Bibliotheken und Instituten verbundenen Vereine gemäß der Liste auf www.z-i-g.de, für Mitglieder des Verbands der Historiker und Historikerinnen Deutschlands e.V. und des Verbands der Geschichtslehrer Deutschlands e.V. sowie für Abonnenten der Marbacher Magazine.

Abo-Service:

Telefon (089) 38189-750 • Fax (089) 38189-402

E-mail: bestellung@beck.de

Gestaltung:

vsp-komm.de

Layout und Herstellung:

Simone Decker

Druck und Bindung:

Kösel, Krugzell

ISSN 1863-8937 • Postvertriebsnummer 74142

ISBN gedruckte Ausgabe 978-3-406-71863-2

ISBN e-book Ausgabe 978-3-406-71867-0

Alle Rechte an den Texten liegen beim Verlag C.H.Beck.

Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlags.

©Verlag C.H.Beck oHG, München 2018

Verlag C.H.Beck, Wilhelmstr. 9, 80801 München

Besuchen Sie auch unsere Website
www.z-i-g.de !

Abonnenten haben kostenlosen Zugriff auf die Beiträge aller bisher erschienenen Hefte. Registrierte Nutzer können alle Beiträge, die älter sind als zwei Jahre, kostenlos lesen.

ZUM THEMA	Ulrich Raulff, Stephan Schlak: Zum Thema	4
ICH	Henning Ritter: Nachmittag mit dem Chef. Fragmente aus dem Vita-Buch	5
	Ulrich Bröckling: Ich, postheroisch	21
	Daniel Deckers: Motu Proprio. Amt und Ich des Papstes	33
	Wolfram Högbe: Die Achensee-Frage	42
	Karl Heinz Bohrer: Ich ohne Ideen. Virginia Woolf, André Gide und Franz Kafka	48
	Gerhard Falkner: Zerknüllt zu diesem einen. Selbstreflexionen	57
ESSAY	Peter Strohschneider: POTUS als Twitterer	61
DENKBILD	Lukas Burkart: Aus dem Rahmen. Jacob Burckhardt als Bildregisseur	76
ARCHIV	Anna Kinder: Ereignis und Eigensinn. Wie Silvia Bovenschen über 1968 erzählt	93
KONZEPT & KRITIK	Valentin Groebner: Identität. Anmerkungen zu einem politischen Schlagwort	109
	Ulrich Raulff: Die Fakten und die Faten. Robert Leners Leben des Historikers Ernst Kantorowicz	116
	Anke Jaspers: Onkel Tommys Hütte. Erinnerungen Klaus Hubert Pringsheims an Pacific Palisades	120
	Die Autorinnen und Autoren	128

*Im nächsten Heft: Keile. Mit Beiträgen von Stefan Maul, Raoul Schrott,
Wolfgang Ullrich und einem Essay von Heinz Schläffer.*

Zum Thema

Der Wunsch, an der Krippe der Idee zu stehen, das bethlehemitische Verlangen hält die Ideengeschichte seit Herder und Schiller auf Trab. Und nicht erst seit Jules Michelet die Renaissance erfand, übt das Bild eines Geniezeitalters, in dem das moderne Individuum, jugendschön wie Aphrodite, erstmals an Land ging und seinen Namen sagte, einen Zauber aus, dem sich selbst Medienzyniker des 21. Jahrhunderts schwer entziehen können. Tatsächlich erscheint das Ich als die Zentralfiktion der westlichen Moderne und ihres Menschentyps, Fluch wie Hoffnung, Quelle ihrer Leiden, Mantra ihres Strebens nach Heilung. Der Selbsthass, nie ein exklusiv jüdisches Privileg, hat größte Literatur entstehen lassen, während das aktuelle Gebot der Selbstliebe seichte Ratgeberliteratur hervorbringt. Das auktoriale Ich, in dessen Kondolenzlisten Strukturalismus und Konstruktivismus geflügelte Worte hinterließen, wird neuerdings von den depressiven Gewährsleuten eines literarischen Verismus wieder beatmet. Die Hitzegrade, denen sich aussetzt, wer ins Perihelium des diskursiven Zentralgestirns eintritt, sind offenbar so hoch wie die Phasenwechsel im Kampf um das Ich unvermeidlich. Unangetastet blieb stets die Freud zugeschriebene Behauptung, anders als die Physis unterliege das Ich nicht dem Prozess des Alterns. Dieser tröstlichen *idée fixe* der Humanwissenschaft ist vor drei Jahren der damalige Büchner-Preisträger entgegengetreten. Das Leben, so Rainald Goetz, zerstöre die innere Stimme, auf die sich der junge Autor noch unbedingt verlassen konnte: «Es gibt da kein Ich mehr. In der Literatur, wo das Ich der Schrift alles ist, sind die Folgen katastrophal ... Das Ich ist aus

mir hinaus ausgewandert und in die Welt hinein, dort steht es mir fremd gegenüber ... Das Schreiben altert nicht gut.»

Dieser Samstag im Oktober 2015 war die Geburtsstunde des vorliegenden Hefts. Goetz, der Spezialist für kaputte Iche, hatte die Frage nach dem Sinn der Abbauten und Reparaturen wieder in den Raum gestellt, akut und trostlos. Antworten und Reflexe darauf liefert dieser Band. Sie ergeben keine Genealogie des Ich in der üblichen Grabungstiefe der Ideengeschichte. Neue Renaissance werden nicht ausgerufen, Erwartungen nach frühesten Tonscherben des Ich in der Weltgeschichte bleiben unerfüllt. Was wir stattdessen bieten: die Suche nach dem Rohling der Gedanken, nach der ästhetischen Sensibilisierung der Philosophie, nach der wilden Energie unter dem Ornat des päpstlichen Amtes. Anders als Rainald Goetz sieht Gerhard Falkner das destabilisierte Ich als Kraftquelle des Schreibens. Henning Ritter, der Gedankenerzähler, sieht sich zurückgeworfen auf das zitternde Ich, Beutetier vor der Schlange, dem größten Ego der jüngeren Mediengeschichte. Überboten nur von POTUS alias @realdonald, dem Überschreiber des Westens, dem sich unser Essay widmet. Überhaupt funkelt das ganze Heft von Ich-Signaturen: Jacob Burckhardt als Bildregisseur seines Nachruhms, Silvia Bovenschen als Wächterin über den Eigensinn von '68 und Thomas Mann als kalifornischer Dramaturg bürgerlicher Innenansichten.

Ulrich Raulff
Stephan Schlak

HENNING RITTER

Nachmittag mit dem Chef

Fragmente aus dem Vita-Buch*

* Henning Ritters «Vita-Buch», für das er Fragmente aus verschiedenen Zeiten und Zusammenhängen gesammelt hatte, blieb ungeschrieben. Mit der Erlaubnis von Anna Ritter, der wir herzlich danken, drucken wir Auszüge aus dem schmalen Konvolut im Deutschen Literaturarchiv Marbach. Die Rechtschreibung wurde dem heutigen Standard angepasst, Namen bzw. Initialen wurden soweit nötig verändert.

Wenn ich über Literatur nachdachte und sagen wollte, was sie von anderem unterschied, fiel mir als ein Privileg des Autors ein, dass er Fragen, die sein Werk betreffen, nicht zu beantworten braucht – auch wenn die meisten Schriftsteller nichts lieber tun als das. Er kann stumm dasitzen, wie es damals, während meiner Schulzeit, Samuel Beckett tat, der auf diese Weise den völlig entgeisterten Adorno aufs Trockene setzte.

Heute würde es für mich eine Rolle spielen, ob Marx mir sympathisch ist oder nicht. Zu Zeiten meines eifrigen Studiums seiner Schriften war mir diese Frage gleichgültig. Heute ist sie es, weil Marx' Gedanken mich nicht mehr beschäftigen. Vieles wird durch solche persönlichen Vorurteile entschieden, auch wenn man es selbst nicht bemerkt. Man muss dem Raum geben, wie dem ersten Eindruck, den man von Personen erhält. Meist erweist sich das dabei Wahrgenommene als richtig, aber man entwertet es, um für abgeleitete Urteile Platz zu schaffen. In dem genannten Fall ist alles verschüttet, was darüber Aufschluss geben könnte, ob Marx mir sympathisch war oder nicht. Warum das ausgebreitete Studium seiner Ideen, wenn es nicht einmal zu schlüssigen Aussagen über ihren Autor führt?

Heute am Rhein, beim Blick hinunter zum Binger Loch, drängt sich der Eindruck auf, dass es die Rückgewinnung einer kindlichen Perspektive ist, was uns an Wanderungen in den Bergen und hoch über Flusstälern fasziniert: der Blick des Kindes auf sein Spielzeug.

Die Furcht vor dem Scheitern gehört zu den frühesten Erfahrungen, der elementaren Schicht von Spannungen in der eigenen Biographie. Etwas nicht schaffen – die erste Erfahrung von existenzieller Bedrohung. Deshalb prägen sich bestimmte banale erste Erfolgserlebnisse so tief ein, wie die des Bindens der Schuhbänder. Warum hat das Erlebnis, wie man dies lernt, so tiefe Spuren hinterlassen? Kaum einer, der sich daran nicht erinnert. Ich sehe die gute Tante Grete vor mir, wie sie zeigt, wie die Schnürsenkel zu halten und zu binden sind, und wie sie geduldig auf den Erfolg wartet. Der Übergang von dem Gefühl «Das schaffe ich doch nie» zu dem plötzlichen «Geschafft» ist wahrscheinlich ganz einzigartig als erste Erfahrung des Lernens. Aber darunter versteckt sich die Ahnung, es könnte auch misslingen, und dieses Misslingen erscheint nicht als ein vereinzelt, sondern als ein Weg des Scheiterns, der in frühen Erfahrungen vorgezeichnet ist. Beim Binden der Schnürsenkel hat sich entschieden, welchen Weg man einschlagen würde, den des Erfolges oder den des Scheiterns.

Unsere Kindheit war, gemessen an der fürchterlichen Unordnung, die sie umgab, so unvorstellbar ordentlich, weil sie karg war. Das Wenige, was es gab, machte einen fast moralisch zu nennenden Eindruck von Ordnung: als läge ein Verdienst darin, überhaupt da zu sein, und als verdiene deswegen alles, was ist, einen Respekt, wie er sonst dem, was sein soll, vorbehalten war. «Das gibt es nicht», war die stärkste denkbare moralische Verurteilung. Dieses Lebensgefühl wurde offenbar auf alle intakten Dinge übertragen. Eine Aureole umgab alles, «was es gab». Was es gab und was es nicht gab, das waren die hauptsächlichen Kategorien, und sie begründeten eine elementare Ordnung. Die Welt war alles, was es gab, nicht mehr und nicht weniger. Und nach und nach wurde aus weniger immer mehr.

Die frühesten Erinnerungen sind adoptierte. Sie werden aus Erzählungen übernommen und frühzeitig mit so viel Kolorit eigenen Erlebens angereichert, dass sie eines Tages, eingebaut in ein ganzes Netz von Bezügen, als frühkindliche Erinnerung durchgehen. Die Intensität des Erinnerns verdanken sie dem falschen Firnis, mit dem sie überzogen werden: Prachtstücke im Schaukasten der Selbstentstehung. Von solcher Art ist auch meine früheste Erinnerung. Großvater Ritter in einem langen wei-

ßen Nachtkleid nimmt uns Kinder an die Hand und tritt mit uns auf den großen, terrassenartigen Balkon des Hauses in Geesthacht, wo wir nach der Flucht aus Schlesien aufgenommen wurden. Was will er uns zeigen in dieser kalten Nacht? Die Tannenbäume, die von den Engländern an den klaren Nachthimmel gesetzt wurden – so als wäre nicht Großvaters Nachtkleid, eingeraht von den beiden fröstelnden Kindern, das ideale Ziel für die Zielfernrohre der Soldaten am anderen Ufer der Elbe.

Kindliches Fragen. Nicht Fragefreude zeichnete meine Kindheit aus, sondern Vermeidung der Fragen. Die Frage kam mir wie ein Geständnis vor, nicht nur etwas Bestimmtes nicht zu wissen, sondern unwissend an sich zu sein. Da erschien es mir besser abzuwarten, ob sich die Frage nicht von selbst beantworten würde, aus gesammelten Erfahrungen im Unwissen. Nicht Frageverbote legte ich mir auf, sondern Fragevermeidungen waren es, woran mir gelegen war: Fragen aus dem Weg zu gehen und sie gleichzeitig im Auge zu behalten. Da konnte sich vieles ansammeln. Manches davon – Falsches, das nie korrigiert wurde, weil keine Frage es aufdeckte – habe ich lange mit mir herumgeschleppt. So die Frage, was es denn eigentlich mit jenem gelegentlich genannten Gefährten Jesu mit dem beunruhigenden Namen «Johannes der Teufel» auf sich habe, der immer wieder in Predigten und Bibellesungen mit großem Respekt, ja Liebe erwähnt wurde.

Man muss nicht süchtig sein, um zu bemerken, dass die Formulierung: «Er richtet sich zugrunde» den Sachverhalt nicht trifft. Nicht ich richte meinen Körper zugrunde, wenn ich rauche, trinke, Drogen nehme; nein, mein Körper richtet mich zugrunde, indem er mich mit allen Mitteln aufs Korn nimmt, mich reinlegt und überlistet, damit ich in seinem Sinne handle. Vielleicht kam die Anregung, die Dinge so zu sehen, von Foucaults Umdrehung von «der Körper, das Gefängnis der Seele» in «die Seele, das Gefängnis des Körpers». Jedenfalls enthielt die Zuweisung nicht nur des aktiven, sondern auch des listigen Parts, sozusagen der intellektuellen Rolle, an den Körper den Schlüssel zur Überwindung meiner Sucht des Rauchens. Wenn es gilt, List gegen List zu stellen, ist die Nichtunterschätzung des Gegners, seine richtige Einordnung und Kategorisierung beinahe schon alles.

Wachbleiben. Die Eltern heilten mich von dem Wunsch, ein-

mal nachts möglichst lange wachzubleiben, für viele Jahre, indem sie mir erlaubten, in der Nacht meines siebenten oder achten Geburtstags aufzubleiben, während sie sich schon schlafen legten. Ich durfte mit dem Kartenspiel «Elfer raus», das ich zum Geburtstag bekommen hatte, am Tisch sitzen bleiben, wo wir eben noch zusammen gespielt hatten. Nach kurzer Zeit, so erinnere ich mich, wusste ich nichts anderes mehr zu tun, als auf die orangefarbenen Zahlen zu starren. Aber ich wollte keine Niederlage hinnehmen. Tapfer hielt ich durch, die Ziffern fixierend, bis mir doch die Augen zufielen. Das befriedigte Lächeln der Eltern, ihr unübersehbarer Triumph am nächsten Tag hat mir für viele Jahre alle solchen Experimente mit nächtlichem Aufbleiben vergällt. Heute wünsche ich, noch einmal so sehnlich wachbleiben zu wollen.

Die Eltern erzählten gern, wie ich mich schon als kleiner Junge höchst diplomatisch im Umgang gezeigt hätte. Kaum hatte ich den ungeliebten Schokoladenpudding unten auf dem Teewagen entdeckt, bereitete ich sorgfältig die Erklärung der Unmöglichkeit vor, ihn zu essen. Schon bei der Suppe, die wunderbar schmeckte, seufzte ich, dass ich heute so appetitlos sei, und der prachtvolle Hauptgang, den ich sonst verschlang, wollte gar nicht rutschen – nur um am Ende den Nachttisch glaubwürdig und mit einem gewissen Bedauern zurückweisen zu können.

Eines der ältesten Gefühle ist das der Peinlichkeit. Am Timmendorfer Strand zusammen mit Großmutter sich einzugraben. Nackt zwischen nicht ganz Nackten, ein Würstchen in der Hand, den Senf verkleckernd, hilflos – peinlich.

Die Erinnerungen kommen mit dem Wiedererkennen der Bewegungen, die man in der Kindheit beobachtet hat. Wenn ich nun auf dem Bügel meiner seit Kurzem angenommenen Brille kaue, taucht in mir das Bild Vaters auf, wie er sinnend an seinem Schreibtisch sitzt, die Brille balancierend und gelegentlich darauf kauend. Auch wenn ich aus dem Autositz mit leichtem Anschub mich erhebe, sehe ich die Art des Vaters aufzustehen wieder vor mir, die einstmals so schwer, ja unmöglich nachzumachen schien. Aus der Innensicht taucht der Blick von außen auf, als der eigene auf sich selbst, vermittelt durch die Erinnerung an Personen, die einem einst nahe waren. Überhaupt knüpfen sich die

stärksten Erinnerungen an Bewegungen. Durch Bewegungen, Gesten, Gesichtsregungen werden die Schleusen der Erinnerung am weitesten geöffnet, nicht durch den bloßen Anblick. Durch Bewegungen strömt das meiste uns zu, offenbar auch deswegen, weil es sich so gut unverbraucht halten konnte, bis man solche Bewegungen selbst vollführt.

Grünstein. Die Entfremdung, die Vater seit seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft, als er mich zum ersten Mal sah, an den Tag legte, wollte nicht nachlassen. Ich war ihm damals entgegengelauften und hatte gerufen: «Da bist du ja endlich!», als der kleine tapfere Stellvertreter des Abwesenden und Nutznießer der Abwesenheit in einem. Für den heimkehrenden Vater, dem es vor den Lebensaufgaben grauste, nachdem die Gefangenschaft ihn und seine Kriegskameraden aller Verantwortung entwöhnt hatte, muss diese fröhliche Stimme und ihre Aufforderung zuzupacken, wie ein Menetekel gewirkt haben. Zu allem, was da ohnehin auf einen wartete, nun nicht mehr nur als Name, sondern als kleine Person der Sohn, der in dasselbe Elend hineinzuwachsen sich anschickte, freilich frohgemuten Sinns.

Insofern war es ein riskantes Unterfangen, als wir während der Ferien in Berchtesgaden zur gemeinsamen Besteigung des Grünstein aufbrachen. Ich sehe den Berg noch vor mir aufragen, ein Kegel, über und über mit Tannen bewachsen, wie ein riesiger Tannenzapfen. Wir machten uns auf den Weg. In einer Spirale schraubten wir uns inmitten des Tannenduftes in die Höhe. Scheinbar ohne Ende ging es weiter. Und je weiter wir uns in die Höhe schraubten, desto leutseliger wurde Vater, desto fröhlicher gab ich dazu das Echo. Offenbar hatte ich ihn überrascht. Er hatte wohl damit gerechnet, dass ich bei dieser ihm so erwünschten Besteigung des Grünstein ein Klotz am Bein sein würde. Und nun lief ich klaglos und scheinbar ohne zu ermüden neben ihm her. Als wir schließlich am Gipfelkreuz angekommen waren, schloss Vater mich gerührt in die Arme, als wären wir Freunde. Ich war also doch nicht ganz unbrauchbar. Die Umarmung besiegelte eine Freundschaft, die, zur Not unter Berufung auf diesen Anfang, immer gehalten hat, unter dem Motto: Söhne schaden nicht.

Isaiah Berlin gehörte zu denen, die auf unauffällige Weise in meinem Leben einen Eindruck hinterlassen haben, dessen Zeichnung nur ich erkennen kann. Ich könnte sagen, er hätte mich gerettet. Denn als ich Befreiung von einem völlig ans Theoretisieren verlorenen Philosophiebetrieb suchte, halfen mir seine Porträt-Essays, den biographischen Zugang zu den Problemen zu suchen. Niemand konnte mir deutlicher machen als er, dass der Grundgedanke der Philosophie eines Alexander Herzen in seinem Leben bestand. Vielleicht hat in dieser Hinsicht, als Temperamentsausdruck, der Band «Russian Thinkers» gewirkt, der im Übrigen meine Liebe zu den Russen, vor allem zu Turgenjew, auch zu Tolstoi, erneuerte und ganz neue Vertraute in mein Leben einführte: Herzen und in gewisser Weise Berlin selbst, der den seltenen Beweis einer Liebe zu einer historischen Figur erbrachte. Seine Porträts sind eine Inkarnation der Liebe zu den freiheitlich gesinnten Russen.

Ich kannte Isaiah Berlins Namen und manche Schilderung über ihn seit Anfang der 60er-Jahre. Janos Bak, der vom All Souls College mit Anna Gara nach Marburg gekommen war – die intimen ungarischen Freunde des Winters 1962/63 –, hatte mir die schmale Broschüre der Clarendon Press mit Isaiah Berlins Antrittsvorlesung geschenkt: «Two Concepts of Liberty». Ich muss gestehen, dass ich lange Jahre bloß darin geblättert habe, ohne im Gedankengang Fuß zu fassen. Erst die «New York Review of Books» machte mich wirklich mit Isaiah Berlin bekannt durch seine Porträt-Essays, zunächst über lauter russische Gestalten, wenn ich mich richtig erinnere. Daran lernte ich die Technik der biographischen Inszenierung allgemeiner Wahrheiten. Die Idee ist einfach, die dem zugrunde liegt: Es muß sich in dem Leben selbst zeigen, was und wie gedacht wird.

Meine erste briefliche Verbindung zu Sir Isaiah bestand darin, dass ich ihm, als ich seine Essaysammlungen auf Deutsch zu publizieren begann, eine in Berlin aufgenommene Photographie von Alexander Herzen schickte, die er nicht kannte. Eine dieser Aufnahmen des Photographen Gärtner ist, glaube ich, auf dem Umschlag der «Russischen Denker» abgebildet. Es entstand allmählich die Andeutung eines Briefverkehrs. Ich hatte von seinem schwierigen Verhältnis zu den Deutschen natürlich gar

nicht erst hören müssen. Aber ich ignorierte es. So erreichte ihn wohl lebendige Mitteilung.

Es ergab sich dann, dass ich bei dem einzigen Besuch, den er je in Deutschland machte, mit ihm zusammentraf. Wir begrüßten uns wie alte Freunde. Warum? Weil wir gemeinsame Freunde in der Vergangenheit pflegten. Der Abend verlief so, wie man es nur wünschen konnte. Man begann in Englisch, allmählich kamen die Anekdoten und schließlich sprachen wir deutsch miteinander. Jede Befangenheit war verschwunden, ein mögliches Resentiment überspielt. Es war Dankbarkeit, was am Ende zurückblieb, und ich denke, auch auf seiner Seite. Später hörte ich, dass er gesagt habe, in Deutschland würde man doch ganz anders verstanden.

Zunächst kam von ihm ein langer Brief, in dem er zu zwei Personen, über die wir an jenem Abend geredet hatten, Stellung nahm, Hannah Arendt und Carl Schmitt. Offenbar hatte ich mich für Hannah Arendt starkgemacht, wissend, dass sie seine Hauptfeindin war. Auf Carl Schmitt musste die Rede kommen, da meine lange Einleitung zu Isaiah Berlins Nationalismus-Essay lange Passagen enthielt, die an Carl Schmitt anschlossen, sodass dessen einschlägige Aufsätze der zwanziger Jahre dadurch in die unmittelbare geistige Nähe von Isaiah Berlin gerückt wurden. Ich fragte ihn an diesem Abend, ob diese Nachbarschaft für ihn verletzend sei. Das waren die beiden Zumutungen gewesen, von denen in unserm Gespräch die Rede sein musste. Isaiah Berlin antwortete mit souveräner Großzügigkeit. Ein paar Tage später kamen, wohl auf einen Dank von meiner Seite, nochmal ein paar bewegende Worte, handschriftlich und auf Deutsch: «Vielen, vielen Dank – was kann ich Ihnen mehr sagen? Für mich war es auch eine große Erfahrung – nein, Erlebnis – unerwartet und wunderbar.» Nachzutragen bleibt, dass ich Isaiah Berlin an jenem denkwürdigen Abend auch fragte, wie es nun gewesen sei, als in Petrograd die Revolution ausbrach. Er erzählte, dass er mit seinem Kindermädchen just an dem Tag auf dem Platz vor dem Winterpalais gewesen sei. Und was war da? «Es war alles ganz anders», sagte er mit einem schelmischen Lächeln, als gelte es, sich zu einer negativen Historik, nach dem Vorbild negativer Theologie, zu bekennen.

Später wechselten wir noch gelegentlich Briefe, Notizen. Immer konnte ich seiner Zustimmung gewiss sein. Vor drei Jahren erhielt ich einen kleinen Brief von ihm, nachdem ich ihm eine Glosse über die Begegnung von Tocqueville und Alexander Herzen gesandt hatte, «the warm Herzen and the cold Tocqueville», wie er sich in der Antwort ausdrückte. Daran schloss sich ein anrührendes Bekenntnis zu seinen Russen, gefolgt von ein paar deutschen Namen, die ich sonst bei ihm noch nie erwähnt gefunden hatte: «Are there any French thinkers who have ever shown any genuine human warmth, like my Russians, or Lessing, Büchner, Karl Schurz, Nietzsche?» Handschriftlich und in Klammern hatte er hinzugesetzt: «ach wenn ich nur auf Deutsch schreiben könnte!»

Zweimal in meinem Leben habe ich eine Totalrevision meiner Überzeugungen, ja meiner ganzen Vorstellungswelt vorgenommen: als ich heiratete, nachdem ich die Entscheidung, Junggeselle zu bleiben, schon für definitiv hielt, und jetzt, als ich mit vierundfünfzig Jahren den Führerschein machte und ein zweites Leben als Autofahrer begann. Obwohl ich mein Fußgängerdasein nie ideologisch verbrämt und die Autofahrerwelt nie verflucht hatte, konnte der damit verbundene Wandel der Einstellung nicht dramatischer sein. Denn ich konnte nun den Eindruck haben, an eine lange zurückliegende Lebensphase direkt anzuknüpfen, so wie man im Spiel auf ein längst durchlaufenes Feld zurückversetzt wird. Hier war dies aber kein Verlust, sondern ein Gewinn. Ich schloss an jenen Moment meiner Jugend an, als man gewöhnlich seinen Führerschein machte, wie es zugleich mit mir meine gerade achtzehnjährige Tochter Laura tat. In demselben Alter wie sie hatte ich offenbar damit begonnen, vieles von dem abzulehnen oder zu ignorieren, was meine Altersgenossen schätzten und taten. Vielleicht lag aber diesen Entschlüssen nicht einmal Ablehnung zugrunde, sondern eine gewisse asketische Haltung: Ich konnte mir, so dachte ich wohl, einige Dinge, die für andere selbstverständlich waren, «nicht leisten». Es war eine Opposition gegen erwachsene Reaktionen. Das Kuriose ist, dass ich aus demselben Antrieb nun so spät Autofahren lernte: aus dem Wunsch, nicht zu altern oder doch noch einmal an die jungen Jahre anzuknüpfen.